

Universal und unleserlich

Philosoph Wenchao Li entziffert Leibniz' Nachlass

Die Überzeugung, dass menschliches Wissen in jenem Sinne endlich sei, dass es irgendwann komplett in eine abgeschlossene Systematik sortiert sein würde, gehört einer vergangenen Epoche an. Gottlieb Wilhelm Leibniz (1646-1716) war einer der letzten Universalgelehrten, der ihr anhing und sich in sämtlichen Disziplinen auf der Höhe seiner Zeit befand, von Philosophie über Mathematik bis Kirchenrecht. Er beschäftigte sich nicht nur mit der Entwicklung einer Gesamtsystematik des Wissens und zeichnete davon akribische Stammbäume, sondern füllte sie auch eigenhändig mit Inhalt. Sein durch eigene Voraussicht und glückliche Führung komplett erhaltener Nachlass umfasst unter anderem 15 000 Briefe sowie 50 000 Abhandlungen, Skizzen und Exposés – insgesamt 200 000 Blatt.

„Beim Erwachen hatte ich schon so viele Einfälle, dass der Tag nicht ausreichte, um sie niederzuschreiben“, notierte der Hannoveraner einmal. Entstanden ist eine Ein-Mann-Enzyklopädie, die auch 300 Jahre nach seinem Tod bei Weitem nicht vollständig veröffentlicht ist.

„Sich mit Leibniz zu beschäftigen bedeutet, sich täglich überfordert zu fühlen“, konzediert Wenchao Li lächelnd. „Er war größer als wir. Uns fehlt sein Gesamtblick, wir sind Spezialisten.“ Der gebürtige Chinese ist Philosophie-Professor an der Leibniz-Universität Hannover und leitet in Potsdam eine der vier Arbeitsstellen der Gesamtedition, von denen zwei zur Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gehören. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts arbeiten deutsche Akademien an diesem Langzeitvorhaben.

In Lis kleinem Arbeitszimmer am Neuen Markt füllen Pappschuber in Grün und Grau die Wandregale. Leicht vergilbte Zettelchen geben Herkunft und Inhalt an. Der Professor hebt eine Klappe und entnimmt eine kopierte Seite. Die Handschrift des mehrsprachig notierenden Barockgelehrten würde man heute wohl der Kategorie „Ärztelklausur“ zuordnen: Kreativ, aber schwer zu entziffern, mit zahllosen Randbemerkungen und Korrekturen. Man bräuchte etwa fünf Jahre, um sich richtig einzulesen, erzählt der Forscher. Ob Leibniz selbst seine exzessiven Exzerpte jemals wieder konsultiert hat, sei zweifelhaft. „Er gehörte wohl zu den Menschen, die nur denken können, wenn sie schreiben. Sogar schriftliche Selbstgespräche hat er hinterlassen. Wenn er aber etwas notiert hatte, hatte er es danach wohl auch im Kopf.“

„Leibniz quälte die Vorstellung, er könne etwas nicht wissen“, beschreibt Li die Triebfeder für dessen unaufhörliche Textproduktion. Deshalb korrespondierte er zu allen erdenklichen Themen mit 1 100 Partnern überall in der ihm bekannten Welt. Leibniz war kein Bewohner des weltentrückten Elfenbeinturms: Wissen musste sich für ihn mit konkretem Nutzen verbinden. „Als junger Mann sprach er etwas plakativ von ‚leerem Wissen‘ und stand den Universitäten, die sich aus den Klöstern entwickelt hatten, durchaus kritisch gegenüber.“ Er kannte keine vom Kanon diktierten Grenzen, sondern war offen für Neues aus aller Welt.



Foto: BBAW / Leibniz-Edition Potsdam

Fünf Jahre brauchte Li, um sich in Leibniz' Handschrift einzulesen

„Die Verhältnisse in China interessierten ihn sehr“, erzählt Li. Nicht aus Lust an Kuriositäten. Die zeitgenössische Mode der Wunderkammern, in denen Absonderliches und Seltenes zum Amüsement einer adligen Gesellschaft gesammelt wurde, muss ihm wenig gefallen haben. In seinen Augen konnte Wissen der Menschheit nur dienen, wenn es sinnvoll geordnet war. Leibniz versuchte, auf diese Weise „der Schöpfung auf die Spur kommen“. Wissenschaft und Theologie waren für ihn keine Gegensätze.

Dass nun ein Wissenschaftler mit chinesischen Wurzeln maßgeblich daran mitarbeitet, seinen Traum von einer „Weltakademie der Geister“ zu verwirklichen, hätte Leibniz sicher gefallen. Ebenso wenig hätte er sich wohl dem Computer verschlossen. Wenchao Li sieht darin ein unverzichtbares Werkzeug bei der Erschließung von Texten, zur Erstellung von Registern und im Austausch mit Kollegen.

Doch nicht nur wegen der scansbaren Handschriften gilt: „Lesen muss man immer noch selbst!“ Auch auf die Haptik des „Ritter-Katalogs“, des alten Leibniz-Schriftenverzeichnis, möchte Li nicht verzichten. „Aus Liebe zur Forschungstradition“ ergänzt er ihn weiterhin handschriftlich. Von 1901 bis 2050 wird sich der Bogen der Editionsarbeit einmal spannen, wenn alles erschlossen und digitalisiert ist.

ANNETTE ZERPNER

Warum es dann doch zu Zahlungen in Millionenhöhe kam, erklärt das Ministerium laut Rechnungshof so: Die US-Fördermittel hätten nicht ausgereicht, unter anderem, weil die MPG „in der Finanzplanung wesentliche Ausgaben nicht berücksichtigt hatte“. Zudem blieben Drittmittel infolge der US-Wirtschaftskrise ab 2007 nahezu vollständig aus. Daraufhin werde das Florida Institut mit Bundes- und Landesmitteln gestützt. „Die MPG leitet hierfür institutionelle Zuwendungen des Bundes von jährlich 4 Mio. Euro dorthin weiter“, heißt es.

Dies habe das BMBF aber eben ohne die „ausdrückliche Einwilligung“ des Haushaltsausschusses getan, die dieser für institutionelle Zuwendungen ins Ausland verlangt, bemängelt der Rechnungshof. Dessen Kritik verstärkt Ekin Deligöz, Bundestagsabgeordnete der Grünen und stellvertretende Vorsitzende des Rechnungsprüfungsausschusses: Es könne nicht sein, dass das BMBF „in Eigenregie Steuergelder verteilt, ohne dass vorher der Haushaltsgesetzgeber zugestimmt hat“. Ebenso wie der BRH wollen die Parlamentarier das Ministerium zu mehr Transparenz verpflichten. Künftig solle es den Haushaltszuschuss frühzeitig informieren, bevor solche Mittel fließen. Die Förderung für alle Forschungseinrichtungen im Ausland müsse in einem jährlichen Monitoring-Bericht ausgewiesen werden.

Das BMBF zeigt sich laut Rechnungshofbericht einsichtig. Aufgrund der Planungsmängel bei der MPG will man künftig genauer hinsehen: Bei Neugründungen seien „mögliche Risiken sorgfältig zu prüfen“. Ansonsten halte es das BMBF aber nicht für notwendig, die Summe der Ausgaben für Forschungsinstitute im Ausland im Bundeshaushalt zu nennen. Das Parlament könne sich jederzeit über Details der Wirtschaftspläne unterrichten.

Die MPG sieht keinen Anlass für Kritik. Bei den bewilligten Mitteln „von insgesamt zunächst viermal 8,2 Millionen Euro pro Jahr“ handele es sich „um keine zusätzlichen öffentlichen Mittel“, erklärt Sprecherin Christina Beck auf Anfrage. Für das Florida Institut leite die MPG „aus ihrem eigenen Etat“ Mittel an das MPI in Florida weiter – mit Genehmigung der Gemeinsamen wissenschaftlichen Kommission von Bund und Ländern (GWK). Mittlerweile verzeichne das Institut auch Erfolge bei der Drittmittelwerbung, darunter sei ein Forschungspreis des National Institute of Health in Höhe von 4,8 Millionen US-Dollar.

Der Bundesrechnungshof erkennt indes weitere Risiken. Auch aus der Gründung eines Max-Planck-Instituts in Luxemburg seien „spätere Belastungen für den Bundeshaushalt“ nicht auszuschließen. Für einen Mittelbedarf über die vom luxemburgischen Staat garantierten Zuwendungen hinaus „ist bisher keine Vorsorge getroffen“. AMORY BURCHARD

TsF 29.01.16 Fr S. 24